

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 264.

Freitag, 10. November.

1916.

Uk Himmelreichs Schlüssel.

(4. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Die dritte Klasse hatte damals nicht viele Bewohner. Niessen, der Gesell, hörte gleich zu Beginn der Ausfahrt nach allen Seiten. Er ging auch rückwärts zur zweiten Klasse und stieg zur zweiten hinauf. „Es ist hier nichts von Bedeutung“, berichtete er dem seefranken Uk, „sie sind alle neu und grün. In der zweiten ist ein Farmer aus dem Süden, und in der ersten sind zwei Offiziere, die waren schon draußen, als ich auch noch dabei war. Ich grüßte und sie erkannten mich nicht. Nu machen Sie aber ein bißchen zu! Wenn Sie so wenig aushalten können?!“ Uk antwortete: „Ach was, mir ist ganz wohl“, und obgleich ihm in Wahrheit elend zumute war, stapfte er mit dem älteren Kameraden an Deck auf und ab an den Lufen vorbei und zwang sich verächtlich hinauszusehen über die Keling auf die unruhige graue Biskajasee, als könne sie ihm wirklich nichts mehr anhaben. Wie das Wetter besser und wärmer wurde, kamen auch die wenigen anderen heraus, und dieser und jener versuchte sich ihnen anzuhängen. Sie ermunterten aber niemand, und einige Zudringliche knurrten sie an gleich Hunden, die einen tüchtigen Happen Beiseite geschafft haben und nicht gestört sein wollen. Wenn sie dann hinter Madeira tagsüber ganz vorn, wo die Ankerketten vorbei gehen, unter dem Gischstod beieinander lagen, machte ihnen niemand den Platz streitig, und niemand wagte sich so nahe, daß er ihr eifriges und vorsichtiges Reden je verstanden hätte.

Niessen unterbrach die vielen Erklärungen, die er dort abgab, und die Beratungen, die sie pflogen, häufig mit dem Sage: „Hoffmann“, es war Ukens aufgelernter Name, „Hoffmann, es ist eine todsichere Sache, wenn Sie nur aushalten können. Ich glaube Sie können's, Hoffmann, sonst hätte ich Ihnen nichts gesagt. Davon hängt nämlich alles ab. Sonst ist's eine todsichere Sache.“

Uk freute sich jedesmal über die Bekräftigung und ärgerte sich zugleich über den Zweifel. Er übte sich längst im stillen im Durste. Der Gesell, während er predigte und warnte und gelegentlich groß tat, trank ein Glas Bier nach dem anderen herunter und setzte gegen Abend den heimlich mitgeführten Schnaps darauf. Das warf ihn freilich nie völlig um, aber beim Ausziehen lallte er doch nicht selten, und sobald er schlief, grunzte und schnarchte und schmagte es aus ihm. Uk lag dann mit seiner ausgehörten Kehle und mit weit offenen Augen im oberen Bette gegenüber und horchte zu, und sein Mund wurde rund wie ein überspannter Hitzbogen. „Er redet und redet immer. Wenn er's man selbst aushält.“ Ein anderes Mal fiel ihm ein: „Es macht gar nichts, wenn er's nicht aushält. Solange er mich hinbringt. Hinbringen muß er mich.“

Er kam kaum zur Ruhe in jener Nacht. Am Morgen hielt er sich zurück auf seinem Lager und starrte auf den Kameraden. „Mensch, sind Sie gek?“ fragte Niessen nach einer Weile, als er den harten Blick zu merken anfang: „Ich sehe zu, wie Ihre Hand zittert“, sagte Uk

böse, „und einen Schnaps haben Sie auch schon wieder runter.“ „Ach, wirklich?“ sagte Niessen, „also meine Hand zittert, da fied doch mal einer.“ „Ihre beiden Hände zittern, und Sie haben im Schlafe die ganze Geschichte ausgeschwätzt vor lauter Betrunktheit. Wenn einer nebenan gewesen wäre . . .“ Erst jetzt spürte Niessen den bösen Ton. „Es tut mir leid, wenn ich Sie gestört habe“, sagte er, „aber wenn einer so was unternehmen will, dann muß er nicht empfindlich sein.“ Da richtete Uk sich rasch auf und warf die Beine über die Bettkante und ließ die Füße herunterhängen und stach mit dem Finger durch die Luft: „Sie trinken. Sie kommen nicht hin. Das ist mir heute nacht eingefallen. Ich aber, ich will den Weg nicht durch Sie verlieren.“ Er sprach leise trotz seines Bornes. Niessen antwortete laue nicht. Er stand bewegungslos und sah durch das Bullauge hinaus. Endlich fragte er: „Hoffmann, Hoffmann, was bringt Sie darauf? Warum soll ich nicht hinkommen?“ „Muß ich es Ihnen wiederholen?“ entgegnete Uk höhnisch. Niessen wehrte ab mit der Hand ohne sich umzuwenden. „Bist, Hoffmann, bist. Es hat mir das nämlich schon jemand anders gesagt. Und heute Nacht . . . na ja, man hört doch manchmal so Stimmen in der Nacht . . . also gerade heute Nacht habe ich die Stimme gehört.“ „Niessen“, hat die Stimme gesagt“, er flüsterte, „Niessen, du kommst nie hin!“ Uk ärgerte sich noch mehr. „Ich höre keine Stimme in der Nacht!“

Niessen trat vom Fenster fort und setzte sich auf sein Bett. „Hoffmann, kommen Sie herunter, ziehen Sie sich an. Ich will Ihnen inzwischen etwas erzählen.“ Als Uk störrisch nicht gleich gehorchte, hob Niessen den Kopf. Uk dachte: „Was hat der Schnaps ihm unkluge Augen gemacht.“ Niessen sagte: „Bitte, ziehen Sie sich an. Es geht dann besser.“ Uk suchte mit den Achseln: „Wenn Ihnen soviel daran liegt!“ Er sprang herunter und goß lärmend Wasser in das Becken.

„Ich werde Ihnen alles ganz genau zeigen“, sagte Niessen, „es soll nicht so viel“, er knipste mit den Nägeln des Daumens und kleinen Fingers, „es soll nicht so viel sein, das Sie nicht wissen, von dem, das ich weiß. Wenn Sie wollen, schwöre ich es Ihnen. Sie sollen hinkommen!“ Uk bewegte sich leiser. „Aber — was mein ist, das ist mein.“ „Halbpart ist die Abmachung“, unterbrach Uk scharf. „Zawohl“, sagte Niessen, „halbpart aber auch, wenn ich also —, also vielleicht nicht hinkäme.“ Uk zog ratternd den Blechkoffer unter Niessens Bett vor. „Wenn ich vorher verrede, ich schenke Ihnen meinen Teil heute.“ Es klang höflich, aber Niessen horchte jetzt nicht auf den Ton. „Wissen Sie“, sagte er, „wissen Sie, das ist ganz selbstverständlich, daß jeder erst für sich selbst reich sein will. Man schafft ja natürlich zuerst für sich. Aber dann, dann möchte man doch noch immer auch anderes in Ordnung bringen. Zum Beispiel also, wie ich da zuerst rüber gegangen bin. Na ja, da war doch jemand . . . na das Buschmanns-paradies, wie Ihnen nu, hab' ich damals nicht ver-

sprechen können . . . aber so was Schönes und Besseres hab' ich natürlich doch versprochen. Deshalb bin ich ja überhaupt fortgegangen. . . . Das wurde ja denn alles Effig. . . . Na ja, ich kam krank zurück, und was ich mitbrachte im Sack, war verdammt nichts Schönes und Besseres. . . . Ich brachte viel weniger mit, als ich mitgenommen hatte. . . . Ich habe ja dann gesagt, nicht einmal, wenn ich nun auch nichts mitgebracht habe, dieses Mal weiß ich, wo ein Schatz liegt, ich weiß es, ich weiß es, ich weiß es. . . . und das Glöckel mit den Diamanten habe ich gezeigt. . . . Hier ist es, hier ist es. . . . Nur das Geld muß ich haben, wieder raus zu kommen, nur das Geld. . . . Wissen Sie, was mir da gesagt worden ist? Deine kleinen Steinchen sind ganz schön, aber das Geld ist noch schöner, bleib man zu Hause. . . ."

"Sie haben ja jetzt das Geld", sagte Uk und redete sich gelangweilt.

Niessen nickte: "Es war schwere und lange Arbeit . . . und jetzt ist's geschafft."

"Dann kümmern Sie sich doch um all das nicht mehr!" Uk wollte ein Ende machen. Aber der Ältere war noch nicht fertig. "Haben Sie denn keinen Menschen, Hoffmann?" fragte er. "Ich, ich habe jedenfalls nichts anderes in Ordnung zu bringen", sagte Uk feindselig.

Da sah ihn Niessen scharf an und stand auf und fuhr mit der Hand durch die Luft, als schöbe er etwas zurück, und er redete mit seiner gewöhnlichen Stimme: "Vielleicht kann ich doch hin. Mit dem Trinken haben Sie recht. Und mit der Abmachung, das ist ja wohl klar!" Er streckte die Hand aus. "Wenn Sie es wollen", sagte Uk und reichte auch seine Hand hinüber.

Niessen trank von diesem Morgen an wirklich keinen Tropfen mehr, und oben auf Deck beschrieb er dem Geflossenen Tag für Tag den Kuisberg und die Verbindung hinüber zum Tondab und Tsachab, und auf seinen Plänen zeigte er die unbekannten Wasserlöcher und die gewaltige Durststrecke, die überwunden werden mußte, und die Wahrzeichen und Merkstellen, die einer kennen müsse, im Schläfe wie das kleine Einmaleins um durchzukommen. Auch die Menschen lernte Uk kennen im Voraus, von den drei Bastards angefangen am oberen Tondab, die stets blöde taten, und die soviel wußten, und von denen das Glöckchen mit den Diamantsplittern stammte, bis zu Stubbs und Sunshine, und Senje und dem Waffenschmuggler Brown und dem Landungsagenten Bod und den zehn Gottentotten-Konstablern von Walsischbai. "Die in der Bai", sagte Niessen lachend, "seitdem Stubbs damals die zwei deutschen Kanonen nicht durchgelassen hat, und seitdem die gebratenen deutschen Tauben deshalb böse geworden und nach Swakopmund geflogen sind, haben alle die Zunge so lang heraushängen nach dem Paradieschen. Es ist deshalb auch von der Bai aus nichts zu machen. Der ganze Ort ließe uns nach, höchstens der Missionar nicht. Aber wir wollen doch erst mal hingucken, was sie inzwischen herausbaldowert haben." "Wenn dort doch schon einer was weiß!" sagte Uk aufgeregt. "Dann hätten wir es längst gehört", beruhigte Niessen. Und er erzählte zum umgezählten Male die Geschichte, wie er durch die Hilfe der drei Bastards, nachdem er ihnen das Leben gerettet hatte, den Weg erfahren habe zum vielgesuchten Wismannsparadies in der mittleren Namib, und wie er schon damals hätte ein millionenreicher Mann werden können, wo es sich bei der Stelle doch vielmehr um Edelsteine, als um "ein bißchen Wasser und ein bißchen Gras und ein paar Viecher in der Wüste" handelte, wenn er nur nicht doch vor Durst zusammengebrochen und als ein Sterbender von den Bastards herausgeschleppt worden wäre. Uk dachte auch dieses Mal scharf auf, ob Niessen nicht irgendwo ein phantastisches Schnörkelchen anhängen oder ob sich nicht bemerken lasse, daß der Genosse so ein kleines letztes Glied unterschlage. Aber er fand nichts. Immer noch dem Berichte besprochen sie, auf welchem Wege sie von Swakopmund aus an den oberen Kuis und Tondab gelangen wollten, und wo sie auf die drei Bastards traf-

fen würden, bei denen sie vor dem entscheidenden Weitermarsch die Wasservorräte in Blechbüchsen verlöten wollten. Niessen wiederholte, was er oft gesagt hatte: "Wären mir zu jener Zeit die Büchsen eingefallen, Hoffmann, dann führen wir jetzt nicht zusammen heraus, und ich ganz gewiß nicht in der dritten Klasse. Das hab' ich damals gleich ganz deutlich gesehen, daß man den Tondab von oben herunter kommen muß und nach Walsischbai höchstens herauskann. Nur die Büchsen, nur die Büchsen, das ist mir nicht gekommen."

(Fortsetzung folgt.)



Selbstsüchtige Menschen glauben, wenn sie ihre Selbstsucht zu Grabe tragen, sich selbst aufgeben zu müssen. R. H.

Das Urbild des Biedermeyertums.

Zum 150. Geburtstag Samuel Friedrich Sauters,
10. November.)

Vor 150 Jahren, am 10. November 1766, wurde in Flehingen an der Ahr in Baden der Dichter Samuel Friedrich Sauter geboren. Er teilt mit manch anderem Dichter das Schicksal, daß seine Gedichte allgemeine Verbreitung fanden, während sein Name und Lebensgeschick fast unbeachtet blieben. Am bekanntesten ist von allen Dichtungen Sauters das „Lied vom armen Dorfschulmeisterlein“ geworden, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

„Willst wissen du, mein lieber Christ,
Wer das geplagteste Männlein ist?
Die Antwort lautet allgemein:
Ein armes Dorfschulmeisterlein.“

Unvergessen ist auch das Kartoffellied des Dichters, das aus 29 Strophen besteht und das in verkürzter Form einst in Studentenkreisen viel gesungen wurde. Das Kartoffellied beginnt:

„Herbei, herbei zu meinem Sang,
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied
Dem Stifter der Kartoffel.“

Sauter veröffentlichte diese Lieder zusammen mit einer Reihe anderer nicht minder gelungener Dichtungen zum ersten Male im Jahre 1811 in Heidelberg anonym unter dem Titel: „Volkslieder und andere Reime. Vom Verfasser des Kräutermischels.“ Er starb hochbetagt 1846 in seinem Geburtsort und ließ kurz vor seinem Tode im Jahre 1845 seine sämtlichen poetischen Werke neu erscheinen unter dem Titel: „Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschullehrers Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Jaisenhäusen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnte. Mit zwei Abbildungen. Auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe. . . .“ In den Gedichten findet man wahre Perlen einer unfehlbaren Komik. Dem aus seinem Heimatort scheidenden Pfarrverweser Fesenbed widmete er z. B. den folgenden poetischen Abschiedsgruß:

„Fesenbed, bei deinem Scheiden
Werden unsere Augen naß,
Alle wollen dich begleiten,
Sieh die große Menschenmaß!
Nie noch war die Liebe größer.
Gegen einen Pfarrverweser.“

Ein anderes Mal besingt Sauter die Tugenden eines achtzigjährigen Altbürgermeisters Martin in dem nachstehenden bewundernswerten Ausruf:

„O, wie viele Amtsberichte,
O, wie viel hat er gemacht,
Sitzend bei dem teuren Kiste
Oft noch bis nach Mitternacht!“

In dem berühmten Kartoffellied des Dichters lesen wir u. a. die Strophen:

„Seitdem wir diese Knollenfrucht
Im Deutschen Reiche sehen,
Kann keine große Hungersnot
Durch Mangel mehr entstehen.
Gerat auch Korn und Dinkel schlecht,
Wir dürfen nicht verzagen,
Kartoffeln trägt dann auch das Feld,
Die stopfen auch den Magen. . . .“

Dann erfahren wir, daß es viele Kartoffelsorten gebe, jedoch die Guten sind die Besten. Dieser Vers verdient

es vollauf, zum Range eines geflügelten Wortes erhoben zu werden. Auch in anderen mehr lyrisch gestimmten Dichtungen kann Sauter nicht umhin, seiner Liebe zur Kartoffel und seiner Sorge um ihre Gedeihen, die wir heute ja durchaus nachfühlen können, Ausdruck zu geben. So heißt es in einem allerliebsten Gefühlsliede:

„Tal und Hügel werden grün,
Die Bäume schlagen aus,
Da mähnd' er jäugt schon an zu blüh'n
Und bildet einen Strauß.
Derrlich stehen schon und hoch
Die grünen Wintersaaten,
O möchten die Kartoffeln doch
In diesem Jahr geraten!“

Auch bedeutende weltgeschichtliche Ereignisse zieht Sauter in den Kreis seiner Betrachtung. Am bekanntesten sind die Verse, mit denen er sein „Lied auf die Schlacht bei Leipzig“ einleitet. Da heißt es:

„Wie viel Wunden, wie viel Leiden!
Mensch, was läßt du doch geschehen!
Konntest du dich nicht vergleichen,
Ob' du gehst zum Außersten?
Solches muß uns stets betrüben,
Denn der Mensch soll Menschen lieben.“

Die durch einen wunderbaren unfreiwilligen Humor ausgezeichneten Gedichte Sauters waren bis auf die als Volkslieder in dem Niederschlag unseres Volkes übergegangenen Lieder vollständig in Vergessenheit geraten, da entdeckte der nachmalige berühmte Straßburger Kliniker Professor Kaufmann, der vor seiner akademischen Tätigkeit einige Jahre hinkur als Landarzt in Baden gewirkt hat, die Gedichtsammlung bei einem Freunde in Karlsruhe. Er gab von seinem Funde einem anderen Freunde, dem bekannten Dichter und Kommerzbuch-Herausgeber Ludwig Eichrodt Kenntnis, und beide beschloßen, die schönsten Gesänge mit einer Reihe von Nachdichtungen in den „fliegenden Blättern“ zu veröffentlichen. Die Gedichte erschienen dort unter dem Titel „Gesänge Wiedermayers“ in der Zeit vom Frühling 1855 an bis an den Sommer 1857 hinein. Sie fanden in ganz Deutschland großen Anklang und gaben den Anlaß dazu, daß nach ihrem vermeintlichen Verfasser Wiedermayer sich das Schlagwort Wiedermayer, das man später Wiedermeyer schrieb, entwickelte und zur Bezeichnung des bürgerlich Behaglichen und Weichhalsen viel verwandt wurde. Später ist dieses Wort bekanntlich zur Bezeichnung für den Lebensstil einer ganzen Epoche, nämlich der Zeit von 1815—1847, also vom Ende der napoleonischen Kriege bis zu der Revolution von 1848, festgelegt worden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der deutsche Helm. Hierzu schreibt Avenarius im zweiten Oktoberheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart): Haben wir denn einen? Wir haben die „Bidelhaube“, den Landwehr-Helm“, den . . . ja richtig“ wir haben den neuen Stahlhelm draußen in den Schützengräben. Und ich meine: aus diesem Helm sollte der deutsche Helm werden. Es hat lange gedauert, bis wir ihn eingeführt haben. Die Franzosen und die Engländer hatten schon längst Stahlhelme, als wir noch probten und immer wieder probten. Aber was lange gewährt, ward gut. Es ist, so viel wir hören konnten, nur eine Stimme darüber, daß der deutsche Stahlhelm am besten von allen schützt, die jetzt in Gebrauch sind. Nur eine Stimme auch darüber, daß er am wenigsten stört und am bequemsten sitzt. Aber auch das ist wieder da, was immer noch vielen wunderbar erscheint: dieser Helm, der rein aus Versuchen auf das Zweckmäßige hin entstanden ist, ist auch der schönste aller modernen Stahlhelme. In seiner vollendeten Schmucklosigkeit ist er ganz Gestalt, ganz Ausdruck. Und nicht nur „an sich“ ist er schön, er steht auch seinem Träger gut. Nicht bloß „martialischen“ Gesichtern, auch feinen — er bildet eben einen Rahmen, der jedes Gesicht vor allem einmal isoliert und deshalb für sich zur Geltung kommen läßt. Wollen wir nicht die Form dieses Helms auch für den Frieden bewahren und aus ihr den deutschen Helm bilden? Die Bidelhaube ist für den größten Teil Deutschlands in keinem Sinne geschichtlich überliefert, sie ist für ihn durchaus keine historische Tracht, in ihrer jetzigen Form ist sie das nicht einmal für Preußen; der alten hohen preussischen Bidelhaube ist sogar manch eng-

lischer Helm ähnlicher als der bisherige deutsche. Daß er nicht praktisch ist, wird für den Ernstfall durch seinen Stoffüberzug ausdrücklich bezeugt, die „Blissableiter“-Spitze muß aber auch noch abgeschraubt werden, wenn sie nicht über den Graben signalisieren soll: Obacht, hier ist wer. Über andere Eigenschaften „praktischer“ Art dieses „Helmes“ wolle man Kriegsteilnehmer fragen, hier kann die Höflichkeit darüber schweigen. Was die „Schönheit“ anbelangt, so wäre aussichtslos ein Verständigungsversuch mit solchen Augen, denen diese Sammlung von Formrudimenten (wie den „Schirmen“) und von Blechornamenten auf pappzerner Grundlage gefällt. Gibt es aber noch viele? Aus Stahl brauchten wir den neuen Helm nur für die Zwecke, für die man ihn jetzt braucht. Der Friedenshelm ließe sich mit ganz geringfügigen Veränderungen derselben Form ohne jede Künstlichkeit auch mit Leder, Tuch, Flechtwerk herstellen. Der Krieg wird den „Kampfhelm“ — so könnten wir den Stahlhelm auch nennen — schnell vollständig machen. Warten wir ihn, so würde damit zugleich eine stolze Erinnerung an die schwersten unserer Kämpfe gewahrt. Wollten wir ihn doch wahren! Und so, daß keine blinkende Aufputzerei die schöne Sachlichkeit seiner Form verzerliche und verwickele!

37 Rassen in den Armeen der Alliierten. Um dem französischen Publikum wieder einmal die nötige Dosis Beruhigung und Siegeszuversicht zu verleihen, hat der „Gaulois“ die ziemlich umständliche Aufgabe auf sich genommen, aufzusummenzurechnen, wie viele Rassen die Alliierten zum Kampf gegen die Zentralmächte aufgeboden haben. Das Blatt kommt zu dem Ergebnis, daß es sich um nicht weniger als 37 Rassen handelt, die es in zwei Abteilungen teilt, nämlich in eine europäische und eine überseeische, die man mit Zug und Recht auch die „wilde Abteilung“ nennen könnte. Die europäische Abteilung umfaßt: reinrassige Franzosen, Flamen, Bretonen, Basken, Engländer, Schotten, Irländer, belgische Balonen, Serben, Italiener, Rumänen, Russen, russische Litauer, Georgier, Finnländer, Tataren, Portugiesen, Montenegriner und Albaner. Die wilde Abteilung, die der „Gaulois“ rücksichtsvoll das „koloniale Aufgebot“ nennt, umfaßt: Araber, Nubier, Mauren, Tonkiner, Annamiten, Eingeborene aus Dahomei, Senegalesen, Eingeborene aus dem Kongo, Hindus, eingeborene Australier, Neuseeländer, Leute aus Transvaal, Bewohner der Hawaii-Inseln, einige Indianer aus amerikanischem Gebiet und schließlich die Howas und Salalaken aus Madagaskar, endlich noch die Japaner. Der „Gaulois“ ist anscheinend sehr stolz auf diese Zusammenstellung und erklärt beglückt, aus der Teilnahme so vieler edler Völkerschaften könnte man auf die gerechte Sache der Alliierten schließen.

New Yorker Kriegsbild. Die gegenwärtigen Verhältnisse machen es für uns in Deutschland mehr als schwierig, ein plastisches Bild des Lebens in New York während der Kriegszeit und der Art und Weise, in der die New Yorker durch den Krieg beeinflusst werden, zu erhalten. Die wenigen Berichte hierüber, die ab und zu in der alliierten und neutralen Presse auftauchen, stammen meist aus nicht gerade deutschfreundlichen Federn und beschäftigen sich mehr mit den jeweiligen Fragen der Kriegs- und Handelspolitik, als mit einer objektiven Schilderung dessen, was man heute in New York in bezug auf den Weltkrieg zu beobachten vermag. Die folgenden, dem Artikel des New Yorker Berichterstatters des „L'Œuvre“ entnommenen Zeilen werfen immerhin interessante Streiflichter auf das New Yorker Leben und namentlich auf die New Yorker Presse im Weltkriege. Nachdem der „L'Œuvre“-Mitarbeiter den üblichen Anempfehlungen gegen Deutschland seinen Tribut entrichtet und nicht vergessen hat, das Herz der französischen Leser mit der ganz neuen Beobachtung zu erquicken, daß die Bureau der Hamburg-Amerika-Linie in New York geschlossen sind, führt er aus, daß ein Gang durch die Straßen der amerikanischen Hauptstadt nur wenig Gelegenheit gebe, sich des europäischen Krieges zu entsinnen. Der Verkehr zeigt das übliche Bild, und die Orte des Vergnügens und der Zerstreuung werden eher noch mehr besucht als früher. Im Hafen kann man neben den großen Mengen der im Frieden üblichen Ladungen auch umfangreiche Transporte an Kriegsmaterial verschiedener Art erblicken. Diese Lieferungen, die den Aufträgen der Alliierten für sehr hohe Preise gerecht werden, tragen, wie selbst der französische Berichterstatter betont, einen Hauptteil an den Sympathien der amerikanischen Geschäftskreise für die Alliierten. Interessant ist's, was der Berichterstatter über die

turch den Krieg hervorgerufenen äußerlichen Veränderungen der New Yorker Zeitungen ausführlich: „Der Krieg nimmt merkwürdigerweise in den New Yorker Blättern einen noch viel breiteren Raum ein, als dies in den europäischen Zeitungen der Fall ist. Jedes Blatt bringt über dasselbe Ereignis die offiziellen Berichte der Heeresleitungen jedes einzelnen Kriegsteilnehmers, und diesen Berichten gehen oft ein halbes Duzend Haupt- und Nebentitel voraus. Weiter folgen ausführliche Meldungen über die Verhandlungen der französischen Deputiertenkammer, des englischen Unterhauses und des Reichstages, und die Telegramme aus Athen und Rom über die wirre Lage in Griechenland werden in der sensationellsten Weise aufgemacht und verbreitet. All diese Meldungen und Meinungsäußerungen über den europäischen Krieg nehmen nicht weniger Platz ein als die Neben der beiden Präsidentschaftskandidaten Hughes und Wilson, sowie die Unterredungen mit ihren Anhängern und Parteiführern. Inbetracht des Wahlkampfes läßt man auch nicht die geringfügigste Kleinigkeit unbemerkt oder unbefprochen vorübergehen, und aus jeder Stadt, in der der Zug eines der beiden Kandidaten während der Wahlreisen Halt macht, werden Gerüchte und Anekdoten haufenweise telegraphiert. Es ist das erste Mal, daß dem Interesse für den Wahlkampf ein anderes Interesse, nämlich das für die Meldungen über die europäischen Kriegen, in der amerikanischen Presse fast ebenbürtig an die Seite gestellt wird. Von den 16 bis 20 Seiten in Riesenformat, die jede größere amerikanische Zeitung zählt, sind 8 bis 12 Seiten mit Anzeigen und Reklamen bedeckt, 2 bis 3 Seiten enthalten Meldungen über Wirtschaft und Finanz, und 2 bis 3 Seiten sind zur Hälfte dem Weltkrieg, zur Hälfte dem Wahlsfeldzuge gewidmet. Oft beansprucht der Krieg die ganze erste Seite der New Yorker Blätter, und auch auf jeder übrigen Textseite ist eine Spalte inmitten der Reklamenanzeigen den Berichten aus und über Europa überlassen. Die Hauptfache bei all diesen Telegrammen, Unterredungen und selbst bei dem Feuilleton sind jedoch die Überschriften, die wie gesagt, oft reihenweise in den verschiedenen Druckgrößen übereinanderstehen. Dies muß auch so sein, denn unter 10 Zeilen sind 9 gewohnt, überhaupt nur den Inhalt dieser Überschriften zur Kenntnis zu nehmen. In den intellektuellen Kreisen trifft man Leute, die dem Entwicklungsgang des Krieges von Anfang an mit einer derart gewissenhaften und fast wissenschaftlich zu nennenden Aufmerksamkeit gefolgt sind und folgen, wie man sie selbst bei den beteiligten europäischen Bürgern wohl nur in ganz seltenen Fällen antreffen wird. So zeigte mir ein Professor der Universität Columbia sein Kriegstagebuch von nicht weniger als 80 000 Seiten, in welchem er Tag für Tag die wichtigsten Meldungen über die Kriegslage niedergeschrieben hat. Außerdem besitzt er eine Sammlung von Kriegskarten, die seit dem August 1914 in genauester Weise die Stellungen der einzelnen Heere in Frankreich, in Rußland, auf dem Balkan und selbst in Asien zeigen. Dieser merkwürdige Sammler trennt sich niemals von seinen Schätzen und schleppt sie auf seinen Fernreisen mit, um nicht etwa eine neue Eintragung zu veräumen. Dies sind aber private Einzelercheinungen, und abgesehen von dem geschätzten Zeitungswesen, das auf begreiflicher Neugierde beruht, und abgesehen von der gewinnreichen Kriegslieferung, hat das Leben in New York sich durch den Weltkrieg kaum in nennenswerter Weise beeinflussen oder gar verändern lassen.“

Die besten Kampfmittel gegen die Ratten im Felde. Unter den verschiedenen Plagen, die mit den eigenartigen Umständen des langwierigen Stellungskrieges verbunden sind, wird die Rattenplage immer wieder an allen Frontteilen erwähnt. Sie ist eine direkte Folge der Ansammlung von Lebensmitteln, Abfällen und Verkleidungsstücken in engen Räumen, und ihre Hauptgefahr besteht in der bekannten sehr starken Vermehrungsfähigkeit der Ratten. Denn da die Ratte jährlich drei- bis viermal 5 bis 10 Junge wirft und die letzteren selbst wieder bereits im Alter von vier Monaten fortpflanzungsfähig sind, können von einem einzigen Rattenpaar im Verlauf eines Jahres mehrere hundert Ratten in die Welt gesetzt werden. Die Schädlichkeit der Tiere besteht nicht nur in dem Sachschaden, sondern auch in der Gefahr der Krankheitsübertragung. Eine gute Anleitung zur Rattenbekämpfung bietet zwar die vom Kaiserlichen Gesundheitsamt bearbeitete „Rattenvertilgung“, doch lassen ihre Methoden sich in der Front nicht immer ausführen, da ihre Kompliziert-

heit mehr für die Voraussetzung des Friedens berechnet ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, stellt Stabsarzt Dr. Kehler in der Feldärztlichen Beilage zur Münchener Medizinischen Wochenschrift eine Reihe von Ratschlägen zusammen, dessen wichtigste und wertvollste Grundbedingung ihre Einfachheit ist. Dabei handelt es sich um zweierlei, nämlich um Abwehrmaßnahmen und um direkte Vertilgungsmaßnahmen. Zur Abwehr wird besonders das einleuchtende Mittel empfohlen, den Ratten die Lebensbedingungen so weit wie irgendmöglich zu erschweren, da sie dann innerhalb kurzer Zeit von selbst weiterwandern. Diese Erschwerung erzielt man, indem man alles Eßbare den Ratten unerreichbar macht. Hierzu dienen rattenförmige Geshcänke sowie die Verstovfung der Rattenlöcher mit Zement oder Glasscherben. Wenn diese Maßnahmen streng und dauernd durchgeführt werden, ist der Erfolg so gut wie sicher. Für die Rattenvertilgung werden drei Mittel im Felde empfohlen, nämlich die Verwendung von Tieren zur Jagd, chemische und bakterielle Vergiftungsmittel und Rattenfallen. Am wenigsten sind hier von die Vergiftungsmittel zu empfehlen, obwohl ihre Erfolge an sich ja sehr groß sind; denn die wirksamen Rattengifte sind auch für Menschen und Haustiere giftig und sollten darum nur in jenen Stellungen angewandt werden, wo die genaue Durchführung auch der äußersten Vorsicht gewährleistet wird. Zur Rattenjagd eignet sich am besten der Hund. Zwar dient er mehr zur Vertreibung als zur Vernichtung, da er der Ratte nicht in ihre Schlupfwinkel zu folgen vermag, aber dafür kann seine Tätigkeit sich bis in die vordersten Gräben erstrecken, da man den Hund überall mitnehmen kann. Vorzüglich bewähren sich im Felde die Rattenfallen, und zwar nicht nur die bekannten im Handel befindlichen, sondern auch die Behelfsfallen, die von den Mannschaften selbst schnell und ohne besondere Unkosten hergestellt werden können. Unter ihnen lobt Dr. Kehler besonders die Klappfalle, die in der Hauptsache aus einem benagelten Brett und drei Stäbchen besteht, sowie die Gimeefalle, bei der die Ratte in das Wasser fällt und ertrinkt. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die oft vernachlässigte Reinigung der Fallen — am besten mit Soda-lösung — äußerst wichtig ist, da sonst die Ratten durch den Geruch der Fallen ferngehalten werden.

Ein Geheimnis der Pariser Teuerung. In Paris haben jetzt auch die Häuschen mit den Aufschriften „Frauen“ und „Männer“ ihre Preise um 50 Prozent erhöht. „L'Œuvre“ zeigt sich über diese merkwürdige Kriegsteuerung mit Recht sehr erstaunt und erlaubt sich die Frage, ob sie auf die Verteuerung der Lebensmittel oder etwa auf die Papierkrise zurückzuführen sei.

Die Eierpreise in Dänemark. Bei einem Vergleich des Eierexportes Dänemarks und Italiens stellt die „Nuova Antologia“ fest, daß der italienische Export in katastrophaler Weise abgenommen habe. Während Italien, seiner Größe und Bevölkerungszahl Dänemarks gegenüber entsprechend, für 400 Millionen Eier ausführen müßte, beläuft seine Ausfuhr sich auf nicht mehr als 48 Millionen. Im Vergleich hierzu sei die Eierausfuhr des kleinen Dänemark im Werte von 40 Millionen außerordentlich groß. Dänemark verdanke dieses Eiergeschäft einer glänzenden und ganz eigenartigen Organisation, nämlich den sog. „Eierkreisen“. Das Land ist in Eierkreise eingeteilt, und diese Organisation ist auch in dem kleinsten Dörfchen durch eine Niederlassung vertreten. Dorthin bringen die Bauern die Eier und zwar täglich morgens und abends. Jedes Ei erhält mit Stempel seine eigene Nummer, die dem Namen des in den Listen eingetragenen Verkäufers des betreffenden Eierkreises entspricht. Die Größe der Eier wird mit Hilfe eines Ringes gemessen. Die zu kleinen Eier werden, als nicht den Anforderungen des Exports entsprechend, zurückgewiesen. Die Frische der Eier wird durch Verwendung elektrischer Beleuchtung festgestellt. Nach diesen Prüfungen werden sämtliche eingeleiteten Eier in drei besondere Gruppen geteilt. Die erste Gruppe ist für den örtlichen Handel bestimmt, die zweite für die Ausfuhr, die dritte für die Eierkonservierung. Wenn ein im Ausland angekommenes Ei sich als schlecht herausstellt, wird der Lieferant durch die Nummer des Eis festgelegt. Das erste Mal erhält er einen Verweis, das zweite Mal eine Geldstrafe, bei einem dritten Rückfall wird er vom Ausfuhrhandel gestrichen.